

## REZENSIONEN

### Konrad-Adenauer-Stiftung: A Future for Democracy

Singapur: KAS (Panorama. Insights into Asian and European Affairs), 2011. 201 S.

Der die Demokratisierungswelle der 1990er Jahre begleitende Optimismus ist verebbt. Die verbleibenden Autokratien beweisen eine erstaunliche Stabilität, zahlreiche junge Demokratien erleben demokratische Rückschritte. Anlass genug für die Konrad-Adenauer-Stiftung in dem Sammelband „A Future for Democracy“ nach den politischen und gesellschaftlichen Ursachen der zögerlich verlaufenden demokratischen Entwicklungen zu fragen. „A Future for Democracy“ schlägt dabei einen weiten Bogen von Thailand, Kambodscha, Indonesien, Malaysia sowie Taiwan und Pakistan über Russland und Südafrika bis nach Lateinamerika.

Aurel Croissant und Marco Bünte diskutieren, basierend auf westlichen Theorien, die Frage nach Demokratie und Governance in Südostasien. Es wird, so Croissant und Bünte, noch einige Zeit in Anspruch nehmen, ehe die Region die aktuelle Krise der Demokratie hinter sich gelassen hat und die Etablierung einer liberalen Demokratie möglich wird. Konkretisiert werden diese Ergebnisse in den folgenden Artikeln. Pavin Chachavalpongpun stellt die Frage, was in der thailändischen Demokratie falsch gelaufen ist. Er folgt der These, dass die Thailänder zwar Demokratie nach wie vor für die beste Regierungsform halten, ihr Glauben an das Wahlsystem aber verloren gegangen ist. Dieser Glaube muss wiederhergestellt werden, ansonsten sind weitere Rückschritte in der thailändischen Demokratie wahrscheinlich. Sopheap Chak befasst sich mit den Herausforderungen für die kambodschanische Demokratie, während Bob S. Hadiwinata und Ivana Agustin analysieren, wo Indonesien auf seinem Weg zu einer

konsolidierten Demokratie steht. James Chin befasst sich mit der Zukunft der malaysischen Demokratie. Diese erscheint oberflächlich betrachtet als ein Modell für Demokratie in einer pluralen Gesellschaft. Tatsächlich weist die malaysische Demokratie aber gravierende Schwächen auf und kann bestenfalls als „semi-democracy“ oder „electoral one party state“ bezeichnet werden. Clarita R. Carlos, Dennis M. Lalata, Dianne C. Despi und Portia R. Carlos untersuchen die Defizite der philippinischen Demokratie und geben Lösungsvorschläge für die identifizierten Schwächen. Hsin-Huang Michael Hsiao und L.C. Russell Hsiao untersuchen die Ursachen der demokratischen Rezession Taiwans. Hasan Askari Rizvi hingegen schreibt einen optimistischen Artikel zur pakistanischen Demokratie, in dem er davon ausgeht, dass, sobald politische Führung und Militär den Willen dazu aufbringen, Demokratie in Pakistan eine Chance hat. Fyodor Lukyanov stellt die interessante These auf, dass die Frage der russischen Demokratie eng mit der Frage der russischen Identität sowie der Position Russlands im internationalen System und insbesondere mit der Beziehung zum Westen verknüpft ist. Terence Corrigan, Yarik Turianskyi und Steven Grudz warnen, dass, solange die Probleme der sozialen Ungleichheit Südafrikas nicht gelöst sind, die südafrikanische Demokratie nicht unumstößlich konsolidiert werden kann. Zu guter Letzt befasst sich Wilhelm Hofmeister mit dem Zustand der Demokratien in Lateinamerika, wobei er dafür wirbt, nicht nur auf den formalen Überbau zu schauen, sondern auch darüber hinaus gehende Faktoren in die Betrachtung einzubeziehen.

Die Stärke dieses Sammelbandes ist seine Vielseitigkeit. Unglücklicherweise beginnt aber nahezu jeder Artikel mit einem eigenen

Theorieteil. Da sich dabei hauptsächlich auf die Arbeiten Wolfgang Mertels, Larry Diamonds und Francis Fukuyamas bezogen wird, wäre ein Theorieteil am Anfang des Buches leserfreundlicher gewesen. Negativ hervorzuheben ist, dass in diesem Sammelband hauptsächlich männliche Autoren vertreten sind.

Aufgefallen ist mir, dass in diesem Buch, das vor dem arabischen Frühling geschrieben wurde, immer wieder die Langlebigkeit der arabischen Autokratien und die Unwahrscheinlichkeit weiterer Demokratisierungswellen betont wird. Dies führt vor Augen, wie wenig wir trotz intensiver Forschung über die Köpfe und Herzen der Menschen und sich freisetzende Dynamiken wissen können. Ebenso wenig wie die demokratischen Rückschritte Thailands vorherzusehen waren, erschien der arabische Frühling auch nur im Bereich des Möglichen. Dies zeigt, wie vorsichtig wir sein müssen, uns nicht auf das zu versteifen, was wir aufgrund wissenschaftlicher Theorien und empirischer Daten über die Welt zu wissen glauben.

Dorith Altenburg

### **Michael Keevak: Becoming Yellow. A Short History of Racial Thinking**

Princeton: Princeton University Press, 2011.  
219 S., EUR 22,70

Das Buch von Michael Keevak beantwortet die Frage, woher die Vorstellung kommt, dass Asiaten eine gelbe Hautfarbe haben. Ausgangspunkt der Studie ist die Feststellung, dass die ersten Reiseberichte aus Asien, wie von Marco Polo, allesamt von einer weißen Hautfarbe der Bewohner Ostasiens berichten. Die frühen Weltreisenden aus Europa waren im übrigen vor allem an der Beschreibung der kulturellen und religiösen Bräuche anderer Völker interessiert. Die Hautfarbe spielte nur eine untergeordnete Rolle in den Reisebeschreibungen.

Die Studie ist zeitlich eingegrenzt auf die Zeit der ersten Berichte europäischer Rei-

sender aus Asien bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts und beschränkt sich thematisch auf eine Analyse der frühen europäischen Reiseliteratur sowie des naturwissenschaftlichen und medizinischen Gedankenguts. Auf 144 Seiten (ohne Anhang und Literatur) beschreibt der Autor anhand zahlreicher Beispiele die Entstehung der gelben Hautfarbe als europäische Klassifikation der Bewohner Ostasiens.

Zwei Entwicklungen beeinflussen im wesentlichen die Idee der gelben Hautfarbe: die Entstehung der modernen Naturwissenschaften mit ihrem Drang Klassifikationen aus der Tier- und Pflanzenwelt auf die Menschheit zu übertragen und der Wunsch, die Europäer positiv von anderen Menschen abzugrenzen. Die Überlegenheit der Europäer wird durch das Konzept der „Rassen“ „natürlich“ begründet.

Der endgültige „Durchbruch“ der Charakterisierung der Ostasiaten als gelb erfolgte mit der Klassifikation der menschlichen „Rassen“ im 18. Jahrhundert. Dabei führte der deutsche Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) die Bezeichnung einer mongolischen „Rasse“ ein. Erst durch diese neue Kategorie etablierte sich endgültig die gelbe Hautfarbe als Markenzeichen der Ostasiaten. Über die genaue Hautfarbe wurde in der Folge zwar noch diskutiert, aber die Existenz einer eigenen mongolischen „Rasse“ wurde nicht mehr in Frage gestellt. Dabei wurde mongolisch mit negativen Konnotationen, wie einem barbarischen Volk, assoziiert. Die mongolische „Rasse“ wurde dabei meist als zwischen den Weißen und Schwarzen stehend betrachtet. Die Weißen bildeten im rassistischen Gedankengut die Spitze der menschlichen Evolution und die Schwarzen waren danach die am wenigsten entwickelten Menschen.

Ein Vergleich der „Rassen“ des deutschen Arztes und Philosophen Carl Gustav Carus (1789–1869) mit Tag (Weiße), Nacht (Schwarze) und der Dämmerung (Gelbe) unterstrichen existierende Einteilungen der Menschen entlang einer Hierarchie. So er-